

1.) [RA Axel Bowe](#) 2.) [Hans Otto Hemmer](#) 3.) [Prof. Dr. Helga Grebing](#)

*RA Axel Bowe, Berlin:*

# Eine wahrlich schwere Geburt

## - Gewerkschaftskind aus deutscher Wendezeit -

Zur Gründung der Johannes-Sassenbach-Gesellschaft vor zehn Jahren darf und sollte man einen kleinen historischen Exkurs über die Geburtsstunden der Johannes-Sassenbach-Stiftung sowie der Johannes-Sassenbach-Gesellschaft e.V. zelebrieren. Die Festsitzung mit ihrem Teilnehmerkreis bietet dafür einen würdigen Anlaß und adäquaten Rahmen. Die Verklammerung oder auch innige Verbindung der Sassenbach-Stiftung und Sassenbach-Gesellschaft ist beabsichtigt und kann sicher so gesehen werden. Denn ohne die Sassenbach-Stiftung hätte es die Sassenbach-Gesellschaft nicht gegeben und zu geben brauchen. Die Stiftung war in vielerlei Hinsicht einmalig und einzigartig. Mit Johannes Sassenbach wurde ein "vergessener", jedoch äußerst verdienstvoller deutscher und international geachteter Gewerkschafter zum Namenspatron erwählt. Den Gründern kam es auf die Bewahrung gewerkschaftlichen Gutes an - in Sonderheit von Kulturgut, wie es die Zentralbibliothek der Gewerkschaften und das FDGB-Zentralarchiv darstellten. Es ging ihnen um die Verbundenheit der deutschen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung und ihre Verbindung im Sinne der Bildungsvereine, die mit den Namen Ferdinand Lassalle, Wilhelm Liebknecht, August Bebel und eben auch Johannes Sassenbach stehen. Sassenbach war als Geschäftsführer zugleich geistiger Vater des ersten Gewerkschaftshauses in Berlin, dessen hundertjähriges Bestehen im April 2000 mit einer Würdigung des großmütigen Investors Leo Arons begangen wurde, initiiert durch eben diese Gesellschaft mit und in seinem Namen. Doch Sassenbach interessierte sich nicht nur für Literatur und engagierte sich für gewerkschaftliches Bildungswesen, sondern begründete folgerichtig das Verlags- und Bibliothekswesen der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Er wurde ADGB-Verlagsgründer und Herausgeber gewerkschaftlicher Bildungshefte. Wieder der Bogen also von den Arbeiterbildungsvereinen Lassalles, Liebknechts und Bebels zu gewerkschaftlicher Bildungsarbeit. Sassenbach war auch Mitbegründer des Internationalen Gewerkschaftsbundes, deutscher Vertreter im Vorstand, schließlich Generalsekretär in Amsterdam. Vordem Stadtrat in Berlin zur Zeit der Novemberrevolution und 1919/1920 erster Sozial-Attaché des Deutschen Reiches, also der Weimarer Republik, in Rom. Die Johannes-Sassenbach-Stiftung war eine der beiden einzigen Stiftungen, die 1990 nach dem neuen DDR-Stiftungsgesetz gebildet wurden. Die andere, die erste, war die Stiftung Kulturfonds, seit geraumer Zeit von unserem Ehrenmitglied Prof. Dr. Dietger Pforte geleitet. Sie leistet vor allem durch sein Engagement als Geschäftsführer einen gewichtigen Beitrag zur Bewahrung und Beförderung von Kunst und Kultur in den neuen Bundesländern. Dies insbesondere für junge Künstler und Schriftsteller, auch aus benachbarten osteuropäischen Staaten. Dr. Pforte hat sich seinerzeit als Vertreter des Senats von Berlin ebenso weitsichtig für die Formierung der Sassenbach-Stiftung und später der Sassenbach-Gesellschaft eingesetzt und kann als einer ihrer massgeblichen Protagonisten gelten. Die Sassenbach-Stiftung als 2. Stiftung nach dem DDR-Stiftungsgesetz befaßte sich - interessanterweise wie der Kulturfonds und auch die per eigenem Gesetz Lex Judaicum gegründete Stiftung Judaicum - mit Kultur bzw. mit der Bewahrung von Kulturgut. Also alle Drei dienen einem ganz ursprünglichen Stiftungszweck im Sinne des preußischen Stiftungsrechts, das in der DDR Geltung hatte und nach der Wende noch im September 1990 durch ein neues Stiftungsgesetz ergänzt worden war. Die Sassenbach-Stiftung wurde während der Wendezeit in der DDR, in einer Phase der Wiederherstellung der Demokratie auch m FDGB, also der Rückführung dieser Gewerkschaft auf ihre demokratischen Wurzeln mit der Gründung des Gewerkschaftlichen Dachverbandes, gegründet. In jener Zeit gingen bewährte Gewerkschafter wie Martin Vogler, Lothar Lindner, Friedhelm

Busse, Elvira Werthmann, Horst Singer u.a. daran, eine Institution für die Zentralbibliothek und das Zentralarchiv der Gewerkschaften zu schaffen, die einen großen Teil des Erbes der gesamten deutschen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung aus 140 Jahren unserer Geschichte bewahren sollte und konnte. Durch die Überwindung vieler Hindernisse, durch die Unterstützung zahlreicher Experten und Enthusiasten und recht unterschiedlicher Institutionen gelang dies letztlich mit deren Überführung der Bestände der Sassenbach-Stiftung in die Stiftung Archive der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, verbunden mit der Gründung der Johannes-Sassenbach-Gesellschaft e.V. als begleitendem Förderverein, wohl doch weitestgehend. Der erste Geschäftsführer der Sassenbach-Stiftung, Martin Vogler, hat sich mit seiner Zielstrebigkeit und Beharrlichkeit, seiner Geradlinigkeit und Ehrlichkeit große Verdienste vor allem für die JSS, aber auch als einer der Organisatoren der größten Kundgebung Berlins am 4. November 1990 um den gesamten Demokratisierungsprozeß in der DDR erworben. Als langjähriger Dramaturg und Gewerkschaftsvorsitzender im Hause Walter Felsensteins, in der Komischen Oper Berlin - aber insbesondere als unerschrockener Streiter für die Sassenbach-Stiftung vor allem gegenüber Vorbehalten und Widerständen der Treuhandanstalt und der Unabhängigen Kommission Parteivermögen, ist er vielen unvergessen geblieben. Die gute Zusammenarbeit, Akzeptanz und Unterstützung des Bundesarchivs, insbesondere durch den seinerzeitigen Präsidenten Prof. Dr. Friedrich Kahlenberg, seinen Beauftragten Dr. Klaus Oldenhage und dann den Direktor Dr. Konrad Reiser führten zu einem guten Verhältnis im Rahmen der SAPMO, nachfolgend auch für die als Förderverein zur Begleitung der Arbeit der SAPMO gegründete Sassenbach-Gesellschaft, die auf vertraglicher Basis die Interessen der Einbringer, Interessenten und Anspruchsteller vertritt. Von der ehemals größten Gewerkschaftsbibliothek Europas mit einem Bestand von 300.000 Bibliothekseinheiten sind nach koordinierter Doubletten-Aussonderung 180.000 in die SAPMO übernommen worden. Dazu kam das umfangreiche Archiv der deutschen Gewerkschaften seit ihrer Gründerzeit im 19. Jahrhundert. Durch den vormaligen Präsidenten des Bundesarchivs, Prof. Dr. phil. Hans Booms erfuhren diese Bestände in einem Gutachten eine sehr hohe Wertschätzung: (Zitat) "... so haben inhaltliche Analysen erwiesen, daß der Quellenwert dieses Archivs sowohl für die allgemeine sozialgeschichtliche Forschung als auch für die Geschichte der Arbeiterbewegung nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Vor allem aber wird es sich für Forschungen zur Geschichte des FDGB, insbesondere für Forschungen über die Denaturierung und Deformierung der gewerkschaftlichen Idee sowie der gewerkschaftlichen Aufgaben und der tatsächlich geleisteten Arbeit in der DDR als unverzichtbar erweisen." Und weiter: "...Diese Bibliothek gilt als international bedeutendste Sammlung aus 140 Jahren deutscher Gewerkschaftsgeschichte... Da es in modernen Archiven längst zur festen und nutzbringenden Tradition geworden ist, zusätzlich zum Schriftgut neben den amtlichen Drucksachen auch das Parteien- und Verbandsdruckgut in den Archivbeständen zu zählen und in Sammlungen zu pflegen, steckt in diesem Bibliotheksteil ein höchstwertvoller archivalischer Schatz, der in vergleichbarem Umfang in einschlägigen Institutionen der sogenannten alten Bundesrepublik nicht vorzufinden ist..." In diesem Zusammenhang soll auch erwähnt werden, daß die Treuhand- Anstalt und die Unabhängige Kommission Parteivermögen schließlich nach langem Drängen durch ihren Bevollmächtigten Herrn Klich schriftlich die Freigabe aus ihrer Verwaltung an die Sassenbach-Stiftung erteilt und damit den Weg zur Einbringung des Bibliotheks- und Archivbestandes in das Bundesarchiv freigegeben haben. Das konnte aufgrund unermüdlicher Aktivitäten des Geschäftsführers Martin Vogler erreicht werden, der sich diesbezüglich mit der Bitte um Unterstützung auch an den DAG-Vorsitzenden Roland Issen, den Treuhand-Präsidenten Detlef Rohwedder und Minister Hans Dietrich Genscher gewandt hatte. Besagter Treuhänder Klich hatte übrigens im gleichen Atemzug gefordert, entsprechend dem Stiftungsrecht Berlins ein Ersatzkuratorium für die "Sassenbachs" zu berufen, da die Stifter es versäumt hatten, ein Kuratorium einzusetzen. In eilends herbeigeführter, überaus konstruktiver Zusammenarbeit mit der Senatsverwaltung für Justiz ist dies gelungen, die Sassenbach-Stiftung konnte als Einbringer des Kulturgutes figurieren und sich schließlich nach der Gründung der Sassenbach-Gesellschaft auflösen. Zu den bleibenden Leistungen des Ersatz-Kuratoriums und besonders der Vorsitzenden, Prof. Dr. Helga Grebing, gehört es, die Einzelgewerkschaften und andere Einbringer, Interessenten und Anspruchsteller zu bewegen, konstruktiv zusammenzuarbeiten, trotz ihrer Eigentumsansprüche auf Herausgabe zu verzichten, solange eben

ordentlich verwaltet wird, öffentlicher Zugang und Forschung ermöglicht werden. Bei der Schaffung der erforderlichen Rechtsgrundlagen und der einzelnen Schritte auf diesem Wege haben Herr Schumann und Frau Angelika Gundlach von der Senatsverwaltung der Justiz von Berlin entscheidende Hilfe und Unterstützung gegeben, damit auch die Bezirks- und Landesarchive gesichert und einbezogen werden konnten. Nach dem Föderationsprinzip des Grundgesetzes hatte sich die Zuständigkeit des Landes Berlin für die Bewahrung dieses Kulturgutes ergeben. Die damalige Justizsenatorin, Prof. Jutta Limbach, und der Kultursenator, Herr Roloff-Momin, haben ihre Verantwortung sehr ernst genommen, indem sie umsichtig und schnell handelten. Seitens des Kultursenators Herr Prof. Dr. Pforte, seitens der Justizsenatorin wie erwähnt Herr Schumann und Frau Gundlach setzten sich für uns mit der Fachhoheit und Erfahrung ihrer Senatsverwaltungen ein. Sie halfen maßgeblich mit, nach dem Vollzug der deutschen Einheit die neuen stiftungsrechtlichen Grundlagen zu schaffen und die Registrierung der JSG als Förderverein beim Amtsgericht Charlottenburg in die Wege zu leiten. Das setzte auch voraus, ein arbeitsfähiges Ersatz-kuratorium durch Berlins Stiftungsaufsichtsbehörde zu berufen, das dann unter dem Vorsitz von Prof. Helga Grebing die Arbeit eigenständig weiterführte. Vieles auf diesem Wege - namentlich das Entscheidende, die Konstituierung der nachmaligen SAPMO und die vorangegangene Novellierung des Bundesarchivgesetzes - wäre nicht möglich gewesen ohne mehrfache Beratungen im Bundesministerium des Innern in Bonn. Sie wurden maßgeblich geführt durch Ministerialrat Günter Kowalski sowie die tatkräftige und offenerzige Mitarbeit des Bundesarchivs mit seinem damaligen Präsidenten Prof. Friedrich Kahlenberg sowie seinem Stellvertreter Dr. Klaus Oldenhage. Die Verhandlungspartner seitens der JSS/JSG i.G. waren Prof. Helga Grebing, Friedhelm Busse und RA Axel Bawe. Dabei konnten einige der Hauptaufgaben wie die Einbringung und auch die Wahrung der Einheit und Geschlossenheit von Bibliothek und Archiv gelöst werden. Mit den Aktivitäten im September 1991, nachfolgenden Verhandlungen und der Unterzeichnung des Einbringungsvertrages konnte, um mit Günter Gaus zu sprechen, ein sogenanntes "atypisches" Kapitel der deutschen Einheit vollzogen werden, das nahtlos in die wirklich kooperative Zusammenarbeit zwischen der SAPMO und der JSG übergeleitet wurde. Entgegen dem in jenen Monaten vorherrschendem Zeitgeist wurde von Anfang vertrauensvoll ein Miteinander von Ost und West gepflegt, hatten doch laut Dr. Oldenhage "die Archivare der DDR und der BRD schon immer gut zusammengearbeitet". So konnten mancherlei Fledderei-Versuche gemeinsam und sogar mit internationaler Unterstützung aus Amsterdam und Linz vereitelt werden. Heute ist mit großer Genugtuung festzustellen, daß das Wirken der JSG als Förderverein, ihre Forschungs- und Publikationstätigkeit nicht möglich geworden und weiterhin möglich wäre, wenn nicht maßgeblich einige Gewerkschaften des DGB, die Deutsche Angestellten-Gewerkschaft und der Deutsche Beamtenbund personell und auch finanziell unseren Förderverein unterstützt hätten. Besonders die IG BCE, die IG Metall, die vormalige ÖTV, die Gewerkschaft B.A.U. und in den letzten Jahren auch die Gewerkschaften NGG und die GEW haben ein großes Lob verdient. Unsere Publikationstätigkeit begann mit dem Faksimile-Druck der "Sassenbach-Erinnerungen" von 1936, in Bearbeitung von Helga Grebing und Daniela Munkel, sozusagen als publizistischer Erstgeburt der jungen JSG. Später kamen Veröffentlichungen von Lothar Lindner zur Geschichtsschreibung über die Gewerkschaften Bau-Holz sowie Land- und Forstwirtschaft als Beispiele deutsch-deutscher Gewerkschaftsgeschichte hinzu. Joachim Hoffmann hat sich Verdienste erworben bei der Veröffentlichung von Traditionen und Geschichte der Gewerkschaftsbewegung in Berlin. Zu den quasi Standardwerken gehören inzwischen Publikationen von Dr. Detlev Brunner über die Bitterfelder Konferenz des FDGB 1948 sowie über die Problematik der Sozialdemokraten im FDGB. Und Dr. Ulla Plener hat mit ihren beiden Theodor-Leipart-Bänden eine weitere große Lücke in der überaus rühmlichen Gewerkschaftsgeschichte gerade in der Weimarer Republik schließen können. "Am 20. September bin ich mit und in meinen Gedanken bei Ihnen allen" grüßt Prof. Dr. Dietger Pforte aus dem Süden. Mit Dokumenten aus unseren Gründerjahren und persönlichen Erinnerungen hat er maßgeblich zur Ausarbeitung dieser Reminiszenzen beigetragen. So finden sich in den Protokollen des Gründer-Ausschusses bzw. des Parlamentsausschusses zur Novellierung des Bundesarchivgesetzes neben Helga Grebing und Hermann Weber die Namen von Dieter Dowe für die Friedrich-Ebert-Stiftung, für den DGB Dieter Schuster und Hans Otto Hemmer - inzwischen unser Vorsitzender geworden -, Dietger Pforte für den Senat von Berlin und Gerd Wartenberg für die Bundestagsfraktion der SPD. Es ist ein historisches

Verdienst der damals oppositionellen SPD-Bundestagsfraktion, die jetzige Konstellation initiiert und durchgesetzt zu haben. Auf dem weiten Feld der gewerkschaftlichen Tätigkeit widmet sich die Sassenbach-Gesellschaft vordringlich der Pflege gewerkschaftlicher Geschichte und Traditionen, der Würdigung erkämpfter Gesetzes-initiativen und sozialer Errungenschaften in deutschen Landen. Doch darüber und insbesondere über kommende Anforderungen an die JSG angesichts zunehmender gesellschaftlicher Geringschätzung der Gewerkschaften und wiederum auch die ihrer eigenen Geschichte wird anschließend Helga Grebing auch als unsere Ehrenvorsitzende einiges mehr sagen. Wir möchten es nicht versäumen, uns zuguterletzt ganz herzlich bei Direktor Dr. Konrad Reiser zu bedanken für die jahrelange Gewährung der Gastfreundschaft durch die SAPMO und die generöse Begleitung und Unterstützung unseres Wirkens durch ihn auch ganz persönlich. In guter Erinnerung sind uns in noch die Worte aus seiner Inaugurationsrede, er sei nicht hergekommen, um die Geschichte der DDR aufzuarbeiten, handle es sich doch um gemeinsame deutsche Geschichte.

***Hans Otto Hemmer, Düsseldorf:***

## **Eines unserer Zeitzeugen-Gespräche**

**- Dietrich Erdmann über Vater Lothar Erdmann -**

Dietrich Erdmann war der älteste Sohn von Lothar Erdmann, 1917 in Bonn geboren. Studium der Musik. Von 1938 bis 1945 Soldat. Ab 1947 Leiter des Musikseminars der Pädagogischen Hochschule Berlin, zeitweise Prorektor, später Professor an der Hochschule der Künste, 1982 emeritiert. Bekannt als Komponist von Kammer- und Orchestermusik, Aufführungen im In- und Ausland. Zahlreiche CD-Einspielungen. Preise: Bundesverdienstkreuz, Johann-Wenzel-Stamitz-Preis, Humboldtplaketten, Kulturpreis Schlesien.

Hemmer: Sie haben Ihre Kindheit in Bonn verlebt, und zwar in einem künstlerischen Haus. Ihre Mutter war die Gattin von August Macke, die nach dessen frühem Tod 1914 in zweiter Ehe Ihren Vater Lothar Erdmann heiratete. Haben Sie Erinnerungen an Ihre Geburtsstätte, die heute als August-Macke-Haus bekannt ist?

Erdmann: Das Haus mit einem wunderschönen großen Garten steht in der Bornheimerstraße an einer sehr lauten Ecke, trotzdem haben wir gerne dort gelebt. Ich wurde 1917 geboren und habe bis 1925 darin gewohnt, bis die Eltern nach Berlin zogen. Die "Bilder" meiner Bonner Kindheit sind nicht zusammenhängend, sondern betreffen einzelne Szenen. Die früheste Erinnerung geht an das Ende des Jahres 1918 zurück. Deutsche Soldaten marschierten als geschlagene Armee, aus dem Westen kommend, über die Victoriabrücke tagelang an unserem Haus vorbei. Oft biwakierten sie in unserem großen Hof. Das war ganz ungewöhnlich, diese Eindrücke prägten sich mir tief ein. Ferner entsinne ich mich, dass im Hause meiner Großmutter, die nebenan wohnte, eine französische Offiziersfamilie der Besatzungsmacht einquartiert war. Es war ein sehr nettes Ehepaar, das ihr erstes Kind bei uns bekam. 1923 bin ich in Bonn in die Schule gekommen. Ich weiß es noch wie heute: Mein Vater, der damals in Amsterdam lebte und beim Internationalen Gewerkschaftsbund arbeitete, kam zu Ostern nach Hause und wollte den ersten Schulgang seines ältesten Kindes erleben. Allerdings fanden wir ein leeres Schulgebäude vor und mussten enttäuscht umkehren. Offenbar war uns ein falscher Termin genannt worden. Mein Vater versuchte mir auf dem Hin- und Rückweg klar zu machen, wie wichtig es sei, dass ein Mensch etwas lernt. Zunächst bin ich - im Gegensatz zu später - gern zur Schule gegangen, wollte lernen. Es gab angenehme Lehrer dort und es herrschte ein liberaler Ton. In unserem Lesebuch stieß ich bald auf ein Gedicht, das mich irritierte. Da stand nämlich: "Der Kaiser ist ein lieber Mann, er wohnt in Berlin. Und wär' es nicht so weit von hier, dann führ' ich heut noch hin." Ich hatte mitbekommen, dass der Kaiser gar nicht mehr in Deutschland lebte, sondern bei Kriegsende sein Land und seine Soldaten im Stich gelassen hatte. Also fragte ich meine Mutter, was das solle: "Der sei doch kein lieber Mann, und ich

wolle auch gar nicht dort hinfahren." "Ach, habt ihr das durchgenommen?" fragte sie. "Nein, aber es steht so im Lesebuch". Ich würde sagen, dieser kleine, geradezu belanglose Vorfall war ein Symptom der Schwäche der Weimarer Republik. Es waren noch Lesebücher aus der Kaiserzeit im Umlauf. Dass der Nachfolger des Kaisers, Reichspräsident Friedrich Ebert, vorzeitig starb, habe ich mitgekriegt, auch den darauf folgenden Wahlkampf, der mir dadurch lebendig gemacht wurde, dass mein sieben Jahre älterer Bruder Walter Macke in dieser Zeit zahlreiche Karikaturen von allen möglichen Präsidentschaftskandidaten anfertigte. Da waren die Herren Jarres, Wirth, Thälmann und natürlich Hindenburg, von dem man wusste, das er im Grunde seines Herzens Monarchist war. Erstaunlich, dass ein Feldmarschall des Krieges, der eigentlich kein Republikaner hat sein können, Präsident dieser jungen Republik wurde. Der Name August Macke ist gefallen. Wir müssen noch ein bisschen über ihn reden: Ihre Mutter war in erster Ehe mit diesem inzwischen so berühmten Maler verheiratet, der sehr früh im Ersten Weltkrieg gefallen ist. August Macke und meine Mutter haben sich 1903 kennengelernt. Sie begegneten sich auf ihrem Schulweg in Bonn. Dem um ein Jahr älteren August Macke gefiel dieses Mädchen mit römischem Profil und rabenschwarzem Haar außerordentlich. Er hatte Feuer gefangen. Macke bot dem Bruder meiner Mutter, den er von der Schule her kannte, an, einmal zu ihm nach Hause zu kommen, um ihn zu porträtieren. In Wirklichkeit wollte er sich natürlich dem oft gesehenen jungen Mädchen Elisabeth nähern, was ihm auch gelang. Mein Vater Lothar Erdmann besuchte dieselbe Schule, allerdings eine andere Klasse, da er ein Jahr jünger war. Durch den Bruder meiner Mutter also lernten sie sich kennen und freundeten sich im Jahr 1904 an. Sie waren, sieht man einmal von Franz Marc ab, die engsten Freunde. Als der Krieg begann, saßen am Abend vor der Mobilmachung August, mein Vater, meine Mutter, meine Großmutter und Urgroßmutter zum Abschiednehmen beisammen. Macke sagte zu meinem Vater, seinen Freund: "Lothar, ich weiß, dass ich nicht wiederkomme. Ich vertraue dir die Lisbeth (meine Mutter), die Kinder und alles, was ich habe, an." Am 26. September 1914 schon fiel er 27-jährig in der Marne-Schlacht bei Perthes les Hurlus in der Champagne.<sup>1</sup> Ihr Vater wurde auch zum Kriegsdienst eingezogen? Er meldete sich freiwillig, wurde ausgebildet und ist Ende 1914 an die Front gekommen. Bereits im Januar 1915 wurde er zum Leutnant befördert. Er sah es als eine selbstverständliche vaterländische Pflicht an, ein guter Offizier zu sein. Und er war gewiss ein begabter Menschenführer, keiner, der drauflos ging, um Orden zu sammeln. Zum Glück wurde er nicht verwundet, aber er bekam 1916 einen schweren Nervenzusammenbruch und lag lange Zeit im Lazarett. Während des Krieges hat dann Ihr Vater Ihre Mutter geheiratet? Ja, sie heirateten im Herbst 1916. Noch am Abend der Hochzeit musste mein Vater wieder an die Front. Seltsamerweise haben beide oft geträumt, August würde zurückkehren. Dabei tauchte die Frage auf, was man dann mit dem kleinen Dietrich, also mir, machen solle. Ganz menschliche Gedanken, halb Wunsch- und halb Angsttraum. Es bedeutete für Vater sicher eine große Hypothek, die Nachfolge seines besten Freundes, eines so genialen Vorgängers anzutreten. Nach dem Krieg nahm dann Ihr Vater die Arbeit bei den Gewerkschaften auf? Da muss ich etwas weiter ausholen: Anlässlich eines Engländeraufenthaltes vor dem Krieg kam mein Vater mit G. B. Shaw und den Ideen der Fabier in Berührung, die ihn sehr begeisterten und eine Wendung zum Sozialismus und zugleich einen Abstand zu seiner bürgerlichen Herkunft bewirkten. Vielleicht riefen sie auch eine weitere Distanz zu seinem Vater hervor, dem Philosophen Benno Erdmann, der für seinen Sohn eine akademische Laufbahn als selbstverständlich angesehen hatte. Mein Vater sprach sehr gut englisch, französisch, auch etwas russisch. Aufgrund dieser Voraussetzungen forderte man ihn auf, eine Stellung als Übersetzer beim Wolffschen Telegrafienbüro in Amsterdam anzutreten. Er wurde mitten aus schweren Kämpfen von der Obersten Heeresleitung 1917 freigestellt. In Amsterdam ist er u.a. auch Vertretern des IGB, des Internationalen Gewerkschafts-Bundes begegnet. Auch schon Theodor Leipart? Nein, zunächst noch nicht. Er hat ihn erst 1923 auf einem Kongress des IGB in Amsterdam kennengelernt. Sie entdeckten manche politische Übereinstimmung in ihren Ansichten. Damals hat Leipart wohl den Gedanken gefasst, Vater nach Berlin zu holen. Ihr Vater ging 1924 als Redakteur der vom Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund (ADGB) neu geschaffenen theoretischen Zeitschrift "Die Arbeit" nach Berlin und hat seine Familie im April 1925 nachgeholt. Wie gestalteten sich die neuen Lebensumstände? Es war das erste Mal, dass die Familie endlich kontinuierlich zusammen lebte. Solange wir in Bonn wohnten, kam Vater gelegentlich an Wochenenden oder Feiertagen aus Holland heim. Wir alle, auch meine beiden älteren Brüder,

freuten uns, wenn er da war. Sie hingen genauso an ihm, wie ich als sein leiblicher Sohn. Und er liebte sie ebenso. In Bonn hatten wir die meiste Zeit allein mit der Mutter gelebt und unserem Dienstmädchen, das damals 20 Mark im Monat bekam bei freier Kost und Logis. Sie gehörte quasi zur Familie. Die Mutter erzog uns drei Knaben allein, was sicher nicht ganz einfach war. Wolfgang war eher friedlich, aber Walter und ich waren lebhaft und nicht immer leicht zu leiten. Die einzige Schwester Constanze, geboren 1921, brachte einen neuen Akzent in die "Männergesellschaft". In Berlin wurden wir Kinder früh um sieben Uhr geweckt, da wir um acht in der nahe gelegenen Schule sein mussten. Das Dienstmädchen bereitete das Frühstück, und wenn wir Glück hatten, setzte sich unsere Mutter auch einmal dazu. Aber normalerweise frühstückten die Eltern, wenn wir in der Schule waren. Vater begann seine Arbeit zwischen neun und zehn Uhr und kam meistens spät nach Hause, oft erst nach sechs Uhr abends. Aber dass er täglich anwesend war, insbesondere samstags und sonntags, war für die ganze Familie wunderbar. Mein Vater verstand sich ausgezeichnet mit Walter und Wolfgang, die er wie seine eigenen Kinder liebte. Er empfand es als Verpflichtung, die Söhne seines gefallenen Freundes in jeder Weise zu fördern. Sie saßen oft bei ihm im Arbeitszimmer. Da Walter sehr an Literatur interessiert war, bot ihm die riesige Bibliothek meines Vaters eine unerschöpfliche Auswahl. Die Eltern hatten in Berlin lange nach einem geeigneten Domizil gesucht, das nicht zu teuer und dennoch hübsch und wohnlich war. Sie fanden es schließlich in der Siedlung am Tempelhofer Feld. Erst nach dem Krieg bebaut, war es bis dahin ein Paradiesfeld fürs Militär gewesen, auf dem noch zu meiner Jugendzeit die berühmte "Kaisereiche" stand, unter der der Kaiser die jährlichen Paraden abgenommen hatte. Das Feld war halbiert worden, eine Hälfte wurde für den Flughafen Berlin frei gehalten, die andere Hälfte zu einer sehr menschenfreundlichen und schönen Siedlung ausgebaut mit Einfamilienhäusern, meist Reihenhäusern, auch Doppelhäusern mit Gärten, mit einer Schule und mit einer Kirche. Es entstand ein ganz eigener Stadtteil, von dem aus das nahe liegende Zentrum Berlins mittels U-Bahn oder Straßenbahn rasch erreichbar war. Die Siedlung war kein Arbeiterviertel. Es zogen wohl situierte Menschen des gehobenen Mittelstandes dort hin, viele Intellektuelle, darunter hoch angesehene Journalisten. Hier lebte es sich angenehm. Könnten Sie vom Alltagsleben in dieser Siedlung und von ihren Bewohnern erzählen? Unser Haus stand am Adolf-Scheidt-Platz Nr. 3, einem Halbrund, benannt nach jenem hohen Beamten, der die Initiative zur Erbauung der Siedlung gegeben hatte. In unserer Nähe wohnte der Architekt, der diese Siedlung gestaltet hatte und der auch heute noch einen durchaus wohlklingenden Namen hat, nämlich Fritz Bräuning. Die Familie Bräuning war uns gleich sehr sympathisch, sie hatte ebenso wie wir vier Kinder: Wir waren drei Jungen und ein Mädchen, bei ihnen gab es drei Mädchen und einen Jungen. Erst später kam in unserer Familie noch Klaus hinzu. Wir passten auch altersmäßig gut zusammen, so dass wir uns befreundeten. Walter verliebte sich in die älteste Bräuning-Tochter Gabriele, die heute 91-jährig noch unter den Lebenden weilt. Sie hat nach Walters Tod ein ungeheuerliches Schicksal erlitten, das sie in ihrem Buch "Gut angekommen - Moskau" (Basis Duck, Berlin 1999) eindrucksvoll dargestellt hat. Das Haus in der Tempelhofer Siedlung kann man sich als ein offenes, musisches Haus mit einem reichen "Innenleben" vorstellen. Trifft das zu? Ja, so war es. Wir hatten oft Besuch. Mein Vater kannte viele interessante Menschen und er war für viele Menschen ein anregender, oft sogar ein gesuchter Gesprächspartner. Ich erinnere mich, dass z.B. Robert Oppenheimer eines Abends bei uns war, mehrmals besuchten uns auch Lou Andreas-Salomé, Hildegard Wegscheider, Ernst Jünger, Lyonell Feininger, Theodor Heuss, auch Wilhelm Leuschner und Adolf Reichwein waren bei uns zu Gast, um nur einige Namen zu nennen. Neben der Malerei nahm die Musik in unserem Haus auch einen festen Platz ein. Meine Mutter spielte gut Klavier, hatte eine ausgebildete Sopranstimme, Wolfgang spielte Geige, Constanze studierte Gesang und ich spielte Klavier, Cello oder Querflöte. Ihr Vater scheint kein typischer Gewerkschaftssekretär gewesen zu sein, obwohl er die längste Zeit seines Arbeitslebens für die Gewerkschaften tätig war. Mit dieser Feststellung haben Sie gewiss Recht. Das hängt zum einen mit seiner Herkunft zusammen. Er war weder ein "Parteimann", noch ein Funktionär und schon gar nicht ein Arbeiterkind. Er wuchs in einem gutbürgerlichen Hause auf, bei einem sehr strengen Vater, der mit seinen Kindern sicher nicht immer geschickt umging. Großvater war mit 28 Jahren Professor für Philosophie geworden. Das Verhältnis zwischen ihm und seinem Sohn Lothar verschlechterte sich nach dem plötzlichen Tod der Mutter. Sie war abends beim Essen tot umgefallen, da war mein Vater 10 Jahre alt. Er hat mir immer

wieder erzählt, dass sein erster Gedanke war: "Jetzt bin ich mit ihm allein". Mein Vater hatte zwei ältere Schwestern. Ilse war neun Jahre älter, Käthe sechs Jahre. Ilse war schon frühzeitig oft krank und litt unter der Strenge des allein erziehenden Vaters. Für sie hat Lothar stets Partei ergriffen. Das erzeugte schwere Spannungen zwischen Vater und Sohn. Der Tod seiner Mutter bedeutete für meinen Vater lebenslang ein Trauma. Später, wenn ich oft stundenlang am Flügel übte und er in seinem Zimmer nebenan arbeitete, hörte ich ihn manchmal aus tiefster Seele vor sich hin sagen: "Mutter". Diese Kombination - der strenge Vater und die begabte, aber labile Schwester - hat in meinem Vater sicherlich früh die Neigung entwickelt, Schwachen und Bedrängten helfen zu wollen. Nach meiner Meinung liegt darin ein ganz wichtiger Grund, dass er sich später dem Sozialismus zugewandt hat, denn dort sah er die Möglichkeit, den Benachteiligten beizustehen. Um auf Ihre Frage zurückzukommen: Mein Vater sah über die naheliegenden Ziele der Gewerkschaften wie Verbesserung der Arbeitsbedingungen, Lohnerhöhung, Mitbestimmungsrecht, Erweiterung der Kranken-, Unfall-, Renten- und Arbeitslosen- versicherung hinaus auf die "Fernziele". Ihm war es ein Herzensanliegen, für den Arbeiter Bildung und Ausbildung einzufordern, um ihn durch Wissen und Aufklärung aus der Passivität des "Untertanen" zu einem mündigen Bürger werden zu lassen, der eine aktive, gestaltende Rolle beim Aufbau einer sozialen Gesellschaftsordnung ohne Kastendenken und Klassenprivilegien übernehmen konnte. Ihr Vater arbeitete in der Zentrale des ADGB in Berlin. Haben Sie ihn dort einmal besucht? Vater hat mich zwei Mal mitgenommen. Ich weiß den Anlass dafür nicht mehr. Jedenfalls hat er mir, ich mag 11 oder 12 Jahre alt gewesen sein, dort alles gezeigt. An sein Büro in der Inselstraße, Ecke Wallstraße habe ich noch eine vage Erinnerung. Wir haben in der Kantine im obersten Stockwerk gegessen, wo er mich verhalten-stolz seinen Kollegen "vorgeführt" hat. In seinem Tagebuch hat er festgehalten, dass er sich gefreut habe, wie unbefangen und selbstsicher ich den Erwachsenen Rede und Antwort gestanden hätte. Hat Ihr Vater Dinge, die seine Arbeit im Gewerkschaftshaus betrafen, mit nach Hause gebracht und hat er darüber gesprochen? In den frühen Berliner Jahren, also zwischen 1925 und 1930, hat er selten darüber gesprochen. Nachdem er ab Mai 1933 arbeitslos war und sich die politischen Verhältnisse extrem zugespitzt hatten, gab es immer wieder interessante Gespräche, auch wenn kein Besuch da war, eben über die Zeitläufte. Nach dem Essen setzte sich mein Vater meist wieder an seinen Schreibtisch und arbeitete oft bis spät in die Nacht. Meine Mutter ging in der Regel früher ins Bett und wartete immer, dass er endlich käme. Aber vor Mitternacht kam er selten. Natürlich besuchten ihn auch Kollegen zu Hause. Ich habe deutliche Erinnerungen an Richard Seidel, Hessler, auch an Leipart, aber das war bereits nach der Auflösung der Gewerkschaften. Der junge Pahl und Hans Arons besuchten uns, ebenso Wladimir Woytinsky mit seiner aparten sibirischen Frau. Eine engere Freundschaft hat sich allerdings nur mit Seidel und Maria Gartz, dessen späteren Frau, entwickelt. Lothar Erdmann soll regelmäßig, fast sein ganzes Leben lang Tagebuch geführt haben? Er musste sich sicher manches einfach von der Seele schreiben, Politisches, aber auch Persönliches, wie z.B. den frühen Tod von Walter, der die malerische Begabung seines Vaters August Macke geerbt hatte. Er starb vier Wochen vor seinem siebzehnten Geburtstag im März 1927. Es war, als sei ein Licht erloschen. Walter hatte eine eitrige Mandelentzündung bekommen. Er wurde ins Krankenhaus eingeliefert und starb drei Tage später. Sein Tod war das schlimmste Erlebnis meiner Kindheit. Für die Eltern, die sich für dieses Kind besonders verantwortlich fühlten, war der Verlust noch viel gravierender. Meine Mutter war fast ein Jahr lang wie betäubt. Darunter hat meine Schwester Constanze, die noch nicht einmal sechs Jahre alt war und die mütterliche Zuwendung am ehesten brauchte, am meisten gelitten. September 1928 kam unser Bruder Klaus zur Welt. Danach ging es der Mutter wieder besser. Klaus war ein echtes "Lothar-Kind". Im Gegensatz zu uns beiden älteren Erdmann-Kindern, die in Aussehen und Wesen eher unserer Mutter ähnelten. Sie war eine sensible, aber unkomplizierte Frau, während Vater ein eher schwerblütiger Mensch war, von dem eine große menschliche Wärme ausging, gepaart mit einem klaren Verstand und einem feinen Sinn für Humor. 1933 war ein einschneidendes Jahr auch für die Gewerkschaften: Die Gewerkschaftshäuser wurden besetzt, die meisten Mitarbeiter verhaftet, die Gewerkschaften verboten. Ihr Vater steckte mittendrin, zum Teil mitwirkend. Welche Erinnerungen haben Sie daran? Hier muss ich auf das Jahr 1932 zurückkommen, in dem es u.a. mehrere Reichstagswahlen gab. Unvergesslich ist mir die Entlassung Brüning als Kanzler. Franz von Papen wurde sein Nachfolger. Nominell ein rechter Zentrumsmann, aber er berief ausschließlich überaus

konservative Minister und wurde von den Deutschnationalen gewählt und gestützt. Ich weiß noch, wie jener Papen am historischen 20. Juli 1932 - meinem Geburtstag - die preußische Regierung per "Handstreich" absetzte. Darüber haben wir zu Hause sehr lebhaft gesprochen. Ich habe meinen Vater gefragt: "Warum lasst ihr euch das gefallen? Warum gehen Braun (Ministerpräsident) und Severing (Innenminister) einfach nach Hause, ohne sich zu wehren?" "Ja," sagte mein Vater, "Ich bin eigentlich auch der Meinung, dass man dagegen etwas hätte unternehmen müssen, aber es wäre mit größter Wahrscheinlichkeit zu einem Bürgerkrieg gekommen." - Ob die republiktreue preußische Polizei, die keine militärischen Aufgaben hatte, einer Reichswehr, die ohne Zweifel "rechts" stand, gewachsen gewesen wäre, das musste bezweifelt werden. Die Gefahr eines Bürgerkrieges war gegeben, aber vielleicht hätte der Zweite Weltkrieg verhindert werden können. Wer weiß, ob die Nazis dann überhaupt die Macht erlangt hätten? In jener Zeit waren auch intensive Bemühungen zu erkennen, die Nazigefahr auf irgendeine Weise zu bannen, u.a. mit dem Versuch einer "Querfront" zwischen Gewerkschaften, Reichswehr, Regierung und dem "linken" Flügel der Nazis. Die Schlüsselfigur für diese Bemühungen war General Kurt von Schleicher, dann ja auch für zwei Monate Kanzler. In diesem Zusammenhang haben die Gewerkschafter, auch Ihr Vater, eine bestimmte Rolle gespielt. Erinnern Sie sich daran? Ich weiß, dass mein Vater über Mittelsmänner mit Schleicher Verbindung suchte und die Hoffnung darauf setzte, dass man mit ihm eine Machtergreifung der Nazis verhindern könne. Man bemühte sich, eine Barriere zu schaffen, was eben leider nicht gelang. Das Groteske, ja Tragische war, dass die Nazis bei den Wahlen am 31. Juli 1932 plötzlich 233 Abgeordnete in den Reichstag gebracht hatten, aber bei den folgenden Wahlen im November des gleichen Jahres auf 196 Sitze reduziert wurden. Sozialdemokraten und Kommunisten hatten nun zusammen 225 Sitze, nämlich 121 Sozialdemokraten und 104 Kommunisten. Die Spaltung der SPD nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und die Unvernunft des Versailler-Vertrages hatten nach Vaters Meinung folgende Übel erzeugt: Radikalismus, Chauvinismus und das Anwachsen der rechten Parteien. Ihr Vater war Sozialdemokrat, hat er gelegentlich angedeutet, dass er sich dort nicht wirklich zu Hause fühlte? Es wäre falsch, das zu leugnen. Er hat sich dort sicher nicht in allen Punkten am richtigen Platz gefühlt. Mein Vater urteilte hinsichtlich des Versailler Vertrages und seiner Auswirkungen anders als die Sozialdemokratische Partei. Er wies darauf hin, dass die Siegermächte sich in diesem Vertrag verpflichtet hatten, ebenfalls abzurüsten, was sie nicht taten. Bei der Frage, ob Deutschland 1928 oder 1929 einen ersten Panzerkreuzer nach dem Krieg bauen sollte, hat deshalb mein Vater den ADGB-Vorsitzenden Leipart nachdrücklich beeinflusst, für den Bau zu stimmen. Mein Vater fand es absolut falsch, den Deutschnationalen und den Nazis die vaterländischen oder patriotischen Gesichtspunkte ganz und gar zu überlassen. Er war überzeugt, dass sich damit ein weites Feld biete, auf dem sie beim Volk große Resonanz erlangen würden. Wie die Geschichte lehrt, hat er damit völlig Recht gehabt. Das trug ihm allerdings auch den Verdacht ein, dass er in den dreißiger Jahren Wege gesucht habe, mit den Nazis zusammenzuarbeiten. Mein Vater hatte mit den Nazis nicht das Mindeste im Sinn. Dieser Verdacht ist grundfalsch. Er hatte sehr frühzeitig Hitlers "Mein Kampf" gelesen und sofort seine Kollegen auf die Gefährlichkeit der Nazis hingewiesen. Vergeblich, sein Hinweis wurde nicht ernst genommen, damals Ende der zwanziger Jahre. Über die Versuche 1932/33 - quasi in letzter Minute - eine "Querfront" mit Schleicher und "linken" Nazis (Strasser) zu bilden, haben wir gesprochen. Am 1./2. Mai 1933 wurden in Deutschland die Gewerkschaftshäuser besetzt. Was hat Ihr Vater dabei erlebt? Am 1. Mai 1933 war das Tempelhofer Feld ein riesiger Aufmarschplatz für die Nazis, eine ungeheuere Demonstration, die Menschen strömten in Scharen zu dieser Kundgebung. Es war einigermaßen unheimlich, so viele braune Uniformen und die dazu gehörenden fanatischen Gesichter in unmittelbarer Nähe zu sehen. Am nächsten Tag, einem Dienstag, ging mein Vater wie immer zum Dienst. Er hatte in den Wochen vorher oft davon gesprochen, dass es mit den Gewerkschaften wahrscheinlich zu Ende gehe, und dass die Kollegen darauf gefasst seien, dass etwas passiere. An jenem 2. Mai kam Vater bereits mittags nach Hause und berichtete, dass das Gewerkschaftshaus besetzt wurde und fast alle Kollegen verhaftet worden seien. Ihm hatte man zwei SA-Leute vor die Tür gestellt und ihm angeboten, unter dem Regime der Nazis weiter zu arbeiten. Das lehnte er sofort ab. Nach drohendem Hinweis auf die beiden SA-Leute vor seiner Tür, sich das noch einmal zu überlegen, sagte Vater: "Damit können Sie mir nicht imponieren, ich bin im Krieg Offizier gewesen". Dass



jemand den Mut hatte, sich in dieser Situation so zu äußern, blieb offenbar nicht ohne Eindruck, man ließ ihn nach Hause gehen. Mit diesem Tag begann eine lang andauernde Arbeitslosigkeit für Ihren Vater. Bekam er noch irgendwie Geld? Die freiwillige Pensionskasse, in die er eingezahlt hatte, wurde von den Nazis "kassiert". Auch Arbeitslosenunterstützung erhielt er nicht. Das heißt, er war mit seiner sechsköpfigen Familie ohne jedes Einkommen? Ja, so war es in der Tat. Ein schlimmer Zustand für einen Mann in den besten Jahren. Wir hatten glücklicherweise Verwandte, die immer wieder geholfen haben. Mein Großvater mütterlicherseits war in den "Gründerjahren" vom einfachen Strumpfwirkerkind zum Fabrikbesitzer geworden. Ihm gehörte, als er etwa dreißig Jahre alt war, das Werk, in dem er einst als Lehrling begann. Er hat als sozial denkender Fabrikant und Chef für seine Arbeiter viele Dinge getan, die damals noch lange nicht üblich waren. Die Großmutter blieb nach seinem Tod eine wohlhabende Witwe. Die Fabrik gehörte ihr zwar nicht mehr, sondern dem einzigen Bruder meiner Mutter. Aber Großmutter hatte Anteile an der Fabrik und unterstützte uns. Auch die Schwester meines Vaters, Tante Käthe in Freiburg, half uns. Sie war mit einem Anglistikprofessor verheiratet. Sie "schwammen" zwar nicht in Geld, haben aber trotzdem geholfen. Dann gab es noch seitens meiner Mutter Onkel Bernhard Köhler, den bekannten Sammler expressionistischer Kunst. Er half gelegentlich, ebenso der Journalist Franz Silberstein, der beste Freund meines Vaters. Die Tatsache jedoch, dass Vater immer wieder diese Hilfen in Anspruch nehmen musste, bedrückte ihn bis zu seinem Ende aufs Tiefste. Hatte Ihr Vater nicht auch versucht, mit Schriftstellerei und Buchbesprechungen Geld zu verdienen? Ja, die breit gefächerten Interessen meines Vaters, sein langes Studium in Germanistik, Geschichte und Philosophie gaben hierzu eine solide Grundlage. Wir hatten gute Beziehungen zu Theodor Heuss. Die entstanden dadurch, dass mein Bruder Wolfgang mit dem einzigen Sohn von Heuss, Lutz, zusammen studierte. Sie wohnten in unserem Bonner Haus oben im Atelier. Theodor Heuss redigierte die Zeitschrift "Die Hilfe", in der mein Vater gelegentlich schrieb. Zuvor aber musste er Mitglied der Reichsschrifttumskammer werden und es dauerte lange, bis er Mitglied wurde und schreiben durfte. Dann konnte er auch u.a. für die "Deutsche Allgemeine Zeitung", für die "Vossische Zeitung" und die Wochenzeitschrift "Deutsche Zukunft" arbeiten. Als er einmal einen vorsichtig-kritischen Aufsatz veröffentlichte, über den sich der Arbeitsfront-Führer Robert Ley geärgert hatte, befürchteten wir eine Hausdurchsuchung. Oft bekam er nicht gerade wertvolle Unterhaltungsromane zur Besprechung, die ihn tagelang beschäftigten, dafür erhielt dann als "Verdienst" zwischen 15 und 25 Reichsmark. Bei drei bis vier Büchern im Monat können Sie sich ausrechnen, wie völlig unzureichend seine Einnahmen waren. Haben Sie als Kinder von den finanziellen Nöten viel mitbekommen? Die Eltern haben alles getan, um uns die Not nicht spüren zu lassen. Meine Mutter war eine glänzende Hausfrau, die sparsam wirtschaften konnte und aus nichts etwas zauberte. Wolfgang konnte studieren und promovierte 1939. Ich wollte unbedingt Musiker werden, durfte mich 1934 an der Hochschule für Musik immatrikulieren und legte im Sommer 1938 meine künstlerische Reifeprüfung ab. Und Constanze studierte am Konservatorium Gesang. Natürlich musste überall gespart werden. Zum Beispiel trug ich als Student den nicht mehr zeitgemäßen Wintermantel meines Großvaters, der sicher unpassend wirkte. Ein anderes Beispiel: Wenn die Mutter auf dem Markt frisches Obst für die Familie einkaufte, kam sie mit einem Netz voller billiger Falläpfel nach Hause. Sommerreisen hatten ausschließlich den Aufenthalt bei unseren Verwandten zum Ziel. Das Taschengeld blieb immer recht karg. Aber all das änderte nichts an der harmonischen Atmosphäre im Familienleben. Noch einmal zu 1939, das Jahr des Kriegsbeginns, in dem Sie sofort ziehen mussten, und auch das Todesjahr Ihres Vaters. Er wurde am ersten Kriegstag verhaftet. Was ist damals geschehen? Aus Berichten meiner Mutter über den 1. September 1939 weiß ich, dass am Vormittag zwei Männer klingelten, die meinen Vater sprechen wollten. Es waren Gestapo-Leute, die sich als solche nicht zu erkennen gaben. Mein Vater war nicht im Haus, da er Verdunkelungspapier besorgen musste. Diese Herren kamen nach einiger Zeit wieder und verhafteten unseren Vater. Er hatte gerade noch Zeit, meine Mutter aus der Küche zu rufen, um sich kurz, ohne viel Worte, von ihr zu verabschieden. Meine Mutter erzählte mir später, als ich Ende Oktober Heimaturlaub erhielt, was sie alles unternommen hatte, um Vater zu helfen: Gnadengesuch an Rudolf Hess und Besuche bei der Polizei am Alexanderplatz, wo mein Vater zunächst inhaftiert war. Sie wurde nicht vorgelassen und erreichte nichts, man vertröstete sie mit leeren Versprechungen. Wann erfuhren Sie vom Tod Ihres Vaters? Einen Tag vor seinem Tod, es war der 17.

September, bekam ich die erste Post als Frontsoldat von meiner Mutter, die mir schrieb: "Vater ist krank, es geht ihm nicht gut, er schreibt dir noch." In Wirklichkeit befand er sich längst im KZ Sachsenhausen. Am 18. September, dem 11. Geburtstag seines jüngsten Sohnes Klaus, starb er nach grausamen Folterungen. Am Vormittag kam ein Sonderpostbote und übergab meiner Mutter ein Telegramm. Sie befürchtete, dass einem ihrer Söhne an der Front etwas passiert sei. Das Telegramm lautete: "Lothar Erdmann an Herzmuskelschwäche verstorben. Lager Sachsenhausen bei Oranienburg". Meine Mutter sandte mir sofort ein Telegramm ins Feld, das ich einen Tag später erhielt. Ich ging gleich zu meinem Kompaniechef, informierte ihn vom Tod des Vaters. Da der Polenfeldzug gerade beendet war, hoffte ich, Urlaub zu erhalten, um wenigstens an seiner Beerdigung teilnehmen zu können. Die Antwort dieses Nazi-Offiziers lautete: "Das kommt überhaupt nicht in Frage, das muss ein deutscher Soldat ertragen." Bald darauf wurden wir hinter den Westwall, an die Mosel, verlegt. Meine spätere Frau besuchte mich dort und erzählte mir, dass mein Vater im KZ gestorben war. Die näheren Umstände wussten wir damals nicht. Davon erfuhren wir erst nach Kriegsende 1945. Nun erhielt ich Urlaub - und fand das Haus ohne Vater vor. Erst als ich in sein leeres Arbeitszimmer trat, rückte mir sein Tod, sein Nicht-mehr-Dasein, voll ins Bewusstsein. Meine Mutter erzählte mir dann, dass sie es nach Erhalt des Telegramms geschafft hatte, mit meiner Schwester in das KZ Sachsenhausen zu gelangen und mit dem Kommandanten zu sprechen. Das war ein höchst seltener Ausnahmefall. Ein befreundeter Arzt, Dr. Körte, ursprünglich einmal Nazi gewesen, der sich aber nach dem "Röhm-Putsch" von ihnen abgewendet hatte, und zu dem mein Vater dann volles Vertrauen hatte, rief seinen Bruder an, ein sehr "hohes Tier" im Innenministerium bei Frick. Als meine Mutter Körte verständigt hatte, erwirkte dieser über seinen Bruder umgehend die Erlaubnis, dass meine Mutter mit meiner Schwester das KZ betreten konnte. Sie wurden zum Kommandanten gebracht, der ihnen ein Theater vorspielte: "Ja, Ihr Mann war ja sehr unruhig, sehr aufgereggt. Er war ja in meinem Alter, ich habe auch oft Herzbeschwerden". Einige Tage zuvor hatte dieser Halunke meinen Vater eigenhändig mit der Pistole bedroht und ihn drei Stunden rücklings an den Pfahl hängen lassen. Er warf meiner Mutter drei Passbilder über den Tisch, auf denen Vater als Häftling mit Sträflingskleidung und kahl geschorenem Kopf zu sehen war. Meine Mutter sagte: "Das brauchen Sie mir nicht zu geben, das ist nicht mein Mann." Sie war sehr couragiert, so klein und zart sie auch war. Sie verlangte: "Ich möchte meinen Mann sehen." Das war für den Herrn Kommandanten mehr als peinlich, da man meinen Vater im Lager schauerlich zugerichtet hatte. Nach einer halben Stunde wurden Mutter und Schwester von SS-Wachen begleitet in eine Garage geführt, in der Vater aufgebahrt und bis zum Kopf hin zugedeckt lag. Jede Berührung des Toten wurde strikt verboten. Vater sah so verändert aus, dass man ihn nur mit Mühe erkennen konnte. Ehe die beiden das KZ verließen, gingen sie nochmals zum Kommandanten und Mutter bat ihn, Vater für die Beerdigung auf unserem Tempelhofer Friedhof frei zu geben. Denn KZ-Opfer wurden in der Regel in eine Grube geworfen, Kalk über die Leiche gestreut, und verscharrt. Am Donnerstag, dem 21. September, fand die Beerdigung statt. Eine Trauergemeinde von über 100 Menschen gaben unserem Vater das letzte Geleit. Fritz Dehn, einer seiner letzten Freunde, hielt eine ergreifende Traueransprache. In den Büschen versteckt saßen Gestapo-Beamte, die sich nicht schämten, die Teilnehmer an der Beerdigung zu fotografieren. Hatte Ihr Vater nie erwogen, Hitler-Deutschland zu verlassen? Viele seiner emigrierten Kollegen und Freunde haben ihm immer wieder geschrieben: "Lothar, komm doch zu uns. Die Emigration ist zwar schwer, aber wir wollen dir helfen." Ich habe oft mit meinem Vater darüber gesprochen. Seine Antwort war stets: "Was soll aus Deutschland werden, wenn alle Gegner des Systems weggehen?" Vater fühlte sich der großen Tradition der Deutschen Kultur- und Geistesgeschichte so tief verbunden und gerade in der damaligen Situation so unlöslich verpflichtet, dass er eine Auswanderung als Flucht empfunden hätte, obgleich er die Gefährlichkeit der NS-Weltanschauung früher als viele seiner Kollegen erkannt hatte. Mein Vater war ein Humanist, ein Idealist, ein Mann, der sein Land liebte, ein Patriot, aber niemals ein Nationalist. Mir ist nie wieder im Leben ein Mensch begegnet, der so wie er die Fähigkeit besaß, anderen Menschen zuzuhören, sich in sie und ihre Lage hineinzuversetzen, ihnen die Augen dafür zu öffnen, Dinge auch einmal von einem neuen Standpunkt aus zu betrachten, und Abstand zu sich selbst zu finden. Er konnte anderen Menschen helfen. Sich selbst zu helfen, blieb ihm versagt. Schließen möchte ich mit einem Auszug des Briefes, den mir mein Vater im Juli 1934 zu meinem 17. Geburtstag nach Bonn schrieb:

"Manche älteren Leute sagen, die Aufgabe der Jugend sei Enthusiasmus, Hingabe, Glaube, Gehorsam. Enthusiasmus? Ja, aber nur für Menschen und Ideen, zu denen man sich auch dann leidenschaftlich positiv stellen kann, wenn man sie auf Herz und Nieren prüft. Glauben? Gewiss, aber nur an glaubwürdige Menschen, nur an Gedanken, die aus der Wahrheit sind und keiner Reklame bedürfen, die in sich überzeugend, fruchtbar und lebensgemäß sind. Die Wahrheiten, die heute auf den Märkten ausgeklingelt werden, sehen verdächtig nach Ausverkauf billiger Ramschware aus. Gehorsam? Sicherlich, aber er ist nur da am Platz, wo ein einfacher Zweckgedanke - wie zum Beispiel im Heer - klare Unterordnungsverhältnisse verlangt; überall sonst ist der Verzicht auf Prüfung eine Auslieferung der eigenen Zukunft und der Zukunft unseres Volkes an den historischen Zufall, das blinde historische Verhängnis, das oft genug diejenigen zu Führern bestellt, denen blind zu gehorchen ein Verbrechen an der eigenen Generation wie den kommenden Geschlechtern wäre. Nein, die Pflicht, sich den Kopf von jeder Vermengung freizuhalten, die eigene Anschauung durch kritische Prüfung der Menschen und Meinungen, durch rücksichtslose Feststellung der erreichbaren Tatsachen unvoreingenommen auszubilden, war nie so zwingendes Gebot wie in dieser undurchsichtigen Zeit. Denn nur aus diesem verantwortlichen eigenen Denken erwächst echter Glaube; wenn du deine Begeisterung mit niemanden teilst, ist es besser, als dass du in deinem Urteil anderen hörig bist."\*

\* Demnächst wird ein umfassende Biografie und Dokumentation über Lothar Erdmann von Dr. Ilse Fischer erscheinen.

***Prof. Dr. Helga Grebing, München:***

## **Ein letztlich gelungenes Experiment**

### **- Die Gewerkschaften und die Geschichte -**

Mit sehr freundlichen und dem Publikum zugeneigten Worten haben Axel Bowe und Dietger Pforte die Erfolgsgeschichte der Johannes-Sassenbach-Stiftung und -Gesellschaft soeben vorgetragen, so daß es mir wohl vorbehalten bleibt, die nostalgische Freude über das letztlich gelungene Experiment ein wenig zu dämpfen. Politisch war es außerordentlich schwierig, das ganze Procedere in Gang und zu einem vernünftigen Ende zu bringen; zuerst schien es aussichtslos, den DGB mit ins Boot zu nehmen, zumal die DGB-Gewerkschaften auch unter sich nicht einig waren. Ich darf wohl sagen, ohne mir zu schmeicheln, daß es meiner wissenschaftlichen Autorität und dem politischen Vertrauen, das ich damals in den Gewerkschaften genossen habe, zu verdanken ist, daß ich dann doch handlungsfähig geworden bin. So kam ich zu dem überaus eindrucksvollen Titel der Generalbevollmächtigten der DGB-Gewerkschaften, in dieser Sache natürlich nur. Politisch war die Situation auch deshalb prekär, weil ich ja zu dieser Zeit im Oppositionslager stand und bereits viele Erfahrungen hinter mich gebracht hatte, daß Freundlichkeit gegenüber konservativen Positionen zwar menschlich angenehm sein kann, aber selten für die eigene Sache politisch effektiv ist. Diese Bemerkung ist auf das seinerzeitige Bundesinnenministerium gemünzt. Schließlich bestand auch ein wechselseitiges Mißtrauensverhältnis zwischen den Vertretern des DGB und denen des FDGB. Hierin wurzelten zweifelsohne die Differenzen, die zwischen Martin Vogler und mir immer wieder deutlich wurden. Es war eine Art gegenseitiges Belauerungsverhältnis, das sich erst langsam, aber sicher abgeschliffen hat. Daß dies so effektiv geschehen konnte, ist insbesondere der engen, menschlich so zuverlässigen Zusammenarbeit mit Horst Singer zu verdanken. Ich jedenfalls hatte nie das Gefühl, von ihm ausgebremst zu werden. Natürlich hatten die Inauguratoren der Johannes-Sassenbach-Gesellschaft Ziele, die weit hinausgingen über das, was tatsächlich geleistet werden konnte. Wieviel dennoch geleistet wurde, darüber hat Axel Bowe bereits gesprochen und ich will dies nicht wiederholen. Betonen möchte ich - natürlich auch mit einem gewissen persönlichen Stolz - die Pionierleistungen eines damals noch recht jungen Wissenschaftlers, Detlev Brunner. Er konnte pars pro toto zeigen, wieviel Potential in der Überlieferung des FDGB-Archivs steckt. Axel Bowe hat bereits in durchaus deutlichen Worten darauf hingewiesen, daß es eigentlich der Gewerkschaftsgeschichte

nicht besonders gut geht und dies verbunden mit der Kritik an der Nichtwahrnehmung ihrer Geschichte durch die derzeitigen Gewerkschaften. Ich bin nicht sicher, ob das so stimmt und ich bin schon gar nicht sicher, ob die Wissenschaft in einer sich dynamisch verändernden Welt es immer verstanden hat, sich richtigerweise ins Spiel zu bringen. Diese Frage habe ich mir auch anlässlich des letzten ITH-Kongresses in Linz über "Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Arbeit" gestellt; dieses Thema hatte ich vorgeschlagen und mit dem Salzburger Kollegen Josef Ehmer vorbereitet. Es gab kaum spannende, innovative Vorträge von Historikern, es sei denn, sie kamen aus der 'Dritten Welt'; aber es gab interessante Vorträge, die sich um den Bau von Brücken zwischen Soziologen und Historikern bemühten, aber die, die Brücken zu bauen versuchten, waren nicht Historiker, sondern Soziologen. Offenbar haben aber auch Politiker die 'brennende Frage' entdeckt. Die Historiker jedenfalls kaum; aber immerhin sind sie soweit, sich selbst eine Krise zuzuschreiben, und eben dies tun die Historiker der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte auch; sie möchten ihre Forschungs- und Darstellungsfelder erweitern auf "andere soziale Bewegungen" (Frieden, Frauen, Umwelt). Ganze Institute (und Parteien) haben sich umbenannt (in Bochum und in Linz z.B.), und die Geschichte der Arbeiterbewegungen in Europa verschwindet in irgendeinem Orkus. So glaubt man der Konjunkturkrise ausweichen zu können. Hilft das nicht, sucht man Sündenböcke und reduziert sich selbst auf die L'Art pour l'art-Betroffenheit der Gesellschaft der Elfenbein-Türmler, die sich noch dazu häufig das Etikett selbst anklebt: einsame Rufer in der Wüste zu sein. Nein, sage ich, alt und ergraut, wie ich geworden bin, so geht das nicht. Die Johannes-Sassenbach-Gesellschaft hatte bisher gute Gründe, sich ihre Themen durch den ihr zuzurechnenden Bestand bestimmen zu lassen. Die Frage ist, ob eine solche enge Position ausreicht, sich auf Dauer öffentlich zu legitimieren. Ich will die Frage positiv gewendet stellen: welches sind die Zukunftsaufgaben einer Disziplin der historischen Wissenschaft, die sich von Beginn an in einer Verpflichtung für die Dinge der Öffentlichkeit verstanden hat. Wonach wird heute gefragt? Die Projekte, gleich worauf sie sich beziehen, und die Fragestellungen, die die Forschungen anleiten, müssen zukünftig die 'Dritte Welt' einbeziehen, ausgehend von den historischen Frühformen der Arbeiterbewegung hier und weiteren Entwicklungsschritten. Unverzichtbar ist inzwischen ein Vergleich der Entwicklung der europäischen Arbeiterbewegung, insbesondere der Gewerkschaften; es geht um das Weiterwirken oder um die Veränderungen der historischen Strukturen. Und vergleichend heißt nun einmal nicht, nur nebeneinander zu stellen, sondern von strukturellen Fragestellungen ausgehend wirklich vergleichend zu analysieren. Es geht um die Konzentration der Forschungen auf kompatible Mitbestimmungsmodelle im europäischen Spektrum. Hier werden die Aufgaben der Zukunft für die Gewerkschaften liegen, und der Direktor des europäischen Gewerkschaftsinstituts in Brüssel, unser Kollege Reiner Hoffmann, braucht auf diesem Gebiet nach eigener Aussage schnelle und präzise Zuarbeit. Es fehlt auch eine historische Grundlagenforschung, die international ausgelegt ist und sich mit Loharbeitsverhältnissen und Nichtnormalarbeitsverhältnissen einschließlich der Zwangsarbeit befaßt. Dies alles bedeutet eine Abwendung von der klassischen Form der Organisationsgeschichte, Abschied zu nehmen von der oft mit nostalgischen Motivationen betriebenen Biographieggeschichte (wenn sie nicht gleichzeitig als Kulturgeschichte betrieben wird). Und ich fürchte, auch die Regionalgeschichte bringt uns immer nur noch wenig Neues zusätzlich zu alten Erkenntnissen. Ausgangspunkt für neue Forschungen müßten, das soll meine Botschaft sein, die Zukunftsfragen der Gewerkschaften sein. Dazu gehören auch demokratie-theoretische Untersuchungen über die Formen der Partizipation der Gewerkschaften an der demokratischen Willensbildung, auch dies möglichst mit einem internationalen, zumindest europäischen Ansatz. Wichtig ist dabei eine historisch-politische Orientierung weit zurück in die Geschichte. Ich denke, dies wäre ein Weg, Gewerkschaften und die Erforscher ihrer Geschichte wieder einander näherzubringen; nicht so sehr diese haben die Geschichte vergessen; es waren die Historiker, die versäumt haben, sich in die Zukunftsfragen der Gewerkschaften einzubringen. Natürlich kann die JSG nicht das vorgestellte Forschungsprogramm erfüllen, aber sie kann ja Wege suchen, die Grundsatzfragen vor Augen, sich partiell einzubringen in die aktuelle Diskussion. Gelänge dies, wären die nächsten zehn Jahre nicht die letzten zehn der JSG.